

sprochen. Auch sie können hier nur stichwortartig benannt werden. Otakar A. Funda (Prag) reflektiert das Problem der Theologie als Wissenschaft. Wilhelm Schwabe entfaltet Überlegungen zum Begriff theistisch-religiöser Erfahrung. Reinhard Leuze (Nürnberg) reflektiert die Probleme des Monotheismus im religiösen Dialog. Rolf Schäfer (Oldenburg) geht auf das Verhältnis von Kirchenleitung und religiöser Erfahrung ein. Klaus Schreiner (Bielefeld) untersucht den Bedeutungs- und Funktionswandel des Kreuzessymbols als christliches Zeichen.

Der Überblick muss skizzenhaft bleiben, vermag aber doch die Weite des thematischen Spektrums der Festschrift aufzuzeigen. Daraus ergeben sich einige Fragen. Nicht immer haben die Beiträge einen expliziten Bezug zum Rahmenthema „Religiöse Erfahrung und wissenschaftliche Theologie“. Darüber hinaus verhindert der Aufbau des Buches, die durchaus vorhandenen inneren Zusammenhänge und Querverbindungen zwischen den Beiträgen zu erkennen. Anstelle einer chronologischen und / oder thematischen Gliederung haben sich die Herausgeber dafür entschieden, die Beiträge nach der alphabetischen Ordnung der Verfasseramen anzuordnen. Dadurch entsteht leider der bei Festschriften nicht seltene Eindruck einer gewissen Disparatheit. Das Personenregister kann dieses Defizit nur zum Teil ausgleichen. Gemeinsam ist den Beiträgen jedoch, dass sie aus der persönlichen und fachlichen Verbundenheit mit Ulrich Köpf erwachsen sind. Die Festschrift, zu der auch eine vollständige Bibliographie des Jubilars gehört, wird damit zu einem eindrucksvollen Zeugnis der Ausstrahlung und Wirkung eines großen Wissenschaftlers.

Rostock

Heinrich Holze

*Marcel, Albert (Hg.): Benediktinisches Leben in Köln, Studien zur Kölner Kirchengeschichte 39, Siegburg: Franz Schmitt Verlag 2010, geb., 222 S., ISBN 978-3-87710-454-4.*

Ein erster Blick ins Vorwort: Spannend seien die hier publizierten Beiträge, verspricht der Herausgeber. Der zweite Blick ins Inhaltsverzeichnis deutet eher auf einen Gemischtwarenladen. Zudem verbindet sich die große Zeit der Benediktiner in Köln mit St. Pantaleon, Groß St. Martin und St. Heribert/Deutz in früh- und hochmittelalterlichen Zeiten, doch diese bleiben – mangels verfügbarer Autoren – fast völlig ausgeblendet. Stattdessen: Glühbirnen und Wandbehang des frühen 20. Jh.s in der Kirche der Benediktinerinnen zu Köln-Raderberg (der Kölner im Rezensenten denkt da eher an „Raderberger Boorebürjer-Spillver-

ein“). Nun kann man allerdings – und dies ist auch die Intention des Herausgebers – die Beiträge, entsprechend dem ersten (Leit-)Wort des Titels eines jeden von ihnen, als Zeugnisse der Fülle und Vielfalt benediktinischen Lebens betrachten, die sodann an einem konkreten Fall exemplifiziert werden: „Beten“ etwa am Beispiel von „Gebet in Handschriften aus Groß St. Martin“. Wenn sich die grundgelehrte Studie von Harald Horst (9–38) allerdings auf gerade einmal drei Manuskripte aus dieser Abtei um 1500 beschränkt (wobei obendrein eine Provenienz gleich wieder ausscheidet), und Vf. diese auf ihre Spiegelung bursfeldischen Reformgeistes hin untersuchen will (was dann aber nicht unbedingt im Vordergrund steht), so bleibt angesichts solcher Spezialisierung schlicht ein *titre trompeur* zu konstatieren. Doch mit Blick auf Handschriftengeschichte und -analyse handelt es sich, wie gesagt, um einen qualitätvollen Beitrag, was auf den folgenden „Lesen – Kölner Klosterbibliotheken“ von Isabel Knoblich schwerlich zutrifft (39–49). Kurz und nicht gerade tiefdringend streift sie, rechnet man den Platz für Abbildungen ab, auf weniger als zehn Seiten die mittelalterlichen Bestände kirchlicher Institute in Köln, wobei sie in ihre Skizze gleich noch mehrere Stifte mit einbeziehen zu können vermeint. Und warum wird „Leben“ – dieser Begriff passt durchaus auch zu anderen biographisch ausgerichteten Studien – ausgerechnet in Zusammenhang gebracht mit „Mutter Josefine vom göttlichen Willen (Caroline von Fürstenberg-Stammheim; 1835–1895) und das von ihr gegründete Kloster in Köln-Raderberg“ (185–202)? – ein Beitrag, der zunächst mit interessanten Einblicken in die rheinisch-katholische Adelswelt im protestantischen Preußen des 19. Jh.s und mit nicht minder aufschlussreichen Überlegungen zu einer in frühen Jahren wohl vom Antultramontanismus des Vaters wie auch von der kritischen Bonner Theologie beeinflussten Benediktinerin aus fürstlichem Haus aufwartet, um sich dann ihrer Klostergründung zuzuwenden. Dafür aber bringt die Autorin Sr. Klara Antons – eine restaurierungserfahrene Ordensfrau aus der Eibinger Hildegardabtei – im Wesentlichen nur noch Fakten zu Bau und Ausstattung bei, welche die weitreichenden Beziehungen der Priorin zu Künstlern von (damaligem) Rang bezeugen sollen. Und dann „als Beleg, daß die Schwestern in ihrer Ausstattung weiterhin sehr modern waren, noch ein paar Highlights“ (198): Glühbirnen und Wandbehang, wie gesagt – muss das sein?

Summa summarum also eine disparate und missglückte Sammlung kölnisch-benediktinischer Zufälligkeiten? Nein, denn der Band enthält auch bemerkenswerte, ja in der Tat

spannende Studien. So die des Herausgebers Marcel Albert „Leiten-Heinrich Spichernagel († 1641), Abt von St. Pantaleon“ (51–96). Hier erschließt die anschaulich-eindringliche Würdigung eines Mannes, der 35 Jahre dem Kloster und 27 der Bursfelder Kongregation vorstand und seine Ämter mit großem administrativen und finanziellen Geschick ausfüllte, zugleich die Welt des 17. Jahrhunderts, die große Politik im Zeitalter des dreißigjährigen Kriegs, deren Herausforderungen Spichernagel sich ebenso zu stellen wusste wie dem oft von menschlichem Fehlverhalten (59f., 93) belasteten Alltagsgeschäft. Mit Oliver Legipont aus Groß St. Martin treten wir unter nur scheinbar höchst speziellen Vorzeichen in das nächste Saeculum ein, wenn Michael Grünwald sich auf dessen Beziehungen zur Abtei Göttweig in der Wachau konzentriert (129–143). Denn damit eröffnet er zugleich den Zugang zur gelehrten *Germania Benedictina* des 18. Jhs., die in Legiponts Verhältnis zu Ordensgenossen wie Bernhard Pez (und dessen Projekt einer *Bibliotheca Benedictina Generalis*) oder Magnoald Ziegelbauer und insbesondere zu Abt Gottfried Bessel von Göttweig aufscheint, dessen Name bis heute bei Historikern und insbesondere Hilfswissenschaftlern einen guten Klang hat. Dass viele der Pläne scheiterten, bringt Vf. nicht zuletzt mit dem ebenso bedrängenden wie selbstherrlichen Charakter von Legipont zusammen. Allenfalls hätte man sich bei diesem vorzüglichen Beitrag ein etwas stärkeres Eingehen auf das hier nur kurz (129f.) gestreifte – unmittelbar vorbildhafte? – wissenschaftliche Engagement der französischen Mauriner gewünscht. Mit „Seelsorgen – Kölner Benediktiner in der Seelsorge“ von Joachim Oepen betreten wir wieder kölnisches Terrain (163–183), wenn es um die – natürlich nicht nur hier am Ort bewegende – Grundsatfrage der Tätigkeit von Mönchen in der *cura animarum* an den von den Klöstern abhängigen Patronats- und inkorporierten Pfarreien und auch weit darüber hinaus geht. Erst seit Mitte des 15. Jahrhunderts engagierten sich Benediktiner in der zuvor als Abfall vom monastischen Ideal abgelehnten Pfarreseelsorge, und sie taten dies ausgerechnet im Kontext damaliger Reformbemühungen in ihrem Orden, womit dieser Trientiner Verfügungen um ein Saeculum voranging. Klar wird dieser Sachverhalt in einem klar strukturierten Beitrag herausgearbeitet, der auch die Vertrautheit des Vf.s mit der Kölner Kirchenlandschaft in Mittelalter und Neuzeit erkennen lässt; sein Pendant findet er in Monika Sinderhaufs Studie zum am rechten Rheinufer gegenüber Köln gelegenen Heribertskloster, dem schon 1996 ihre Dissertation galt: „Bleiben – Die Abtei Deutz zwischen Berg, Kurköln und

Reichsstadt Köln“ (145–161). Dabei geht es um die erstmals mit Abt Ruperts „Brandschrift“ von 1128 manifeste Gefährdung des Konvents eben aufgrund solcher Lage, die für Deutz immer wieder Einfälle, Krieg und Zerstörung zur Folge hatte, indes wohl kaum je ernsthaft die Alternative „Weggehen/Verlegen“ erwägen ließ. „Bleiben“ scheint hier grundsätzlich auf das zentrale benediktinische Prinzip der *stabilitas loci* zu zielen. Wenn ich die Überlegungen von Laurentius Schlieker, Abt von Gerleve (auch Marcel Albert kommt aus diesem Konvent), zu „Sterben – Memoria in St. Pantaleon“ (97–117) am Ende erwähne, ist das keine vordergründige Positionierung – er lässt einen etwas ratlosen und zugleich beeindruckten Rezensenten zurück. Wissenschaftlich ist der Aufsatz sicher nicht der schlechteste, auch wenn etliche Irrtümer zu konstatieren sind: So wurde etwa Otto III. 996 und nicht 983 Kaiser (104 A. 29), Ottos I. Bruder Brun war nicht Regent eines damals noch inexistenten Frankreich (108), und für Theophanu sollte angesichts guter Literaturlage wohl kaum ein Aufsatz wie „Eine Königin aus Tausendundeiner Nacht oder eine Weibervirtschaft“ als Referenz dienen (108 A. 45). Das Kapitel über die Gräber in St. Pantaleon addiert kaum mehr als Fakten, dabei fallen Fragen doch im Wortsinn ins Auge: Warum z. B. findet sich Graf Friedrich III. von Moers auf seinem Grabmal als Träger des burgundischen Ordens vom Goldenen Vlies dargestellt? Was an dieser Studie aber eigent(um)lich fasziniert, ist die Verbindung von Wissenschaftlichem und Existentiellern; hier werden gleich zu Anfang unmittelbar betroffen machende Fragen aufgeworfen: „Sterben heute“: jeder stirbt für sich allein. Dann „Sterben in einem mittelalterlichen Kloster“: Und wir, die wir doch das scheinbar so finstere Mittelalter längst überwunden haben, erahnen die Gottes- und Menschenweisheit jener dem Scheidenden beistehenden Gemeinschaft der Mönche, deren Kraft und Erfahrung in einer sie durch die Zeiten tragenden, auch das irdische Ende und den Eingang ins Jenseits mit einschließenden Regel des Maßes gründet.

Ja, Etlisches lässt sich an diesem Band durchaus kritisieren, und man mag schließlich auch darauf hinweisen, dass die Frage, ob es etwa im Benediktinertum spezifische Kölner Ausprägungen gab – so steht ja immer wieder von einem bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts lebendigen Kölner Milieukatholizismus *sui generis* zu lesen –, offensichtlich keine Rolle auf jener Tagung im Raderberger Kloster im Okt. 2007 spielte, aus der dieser Band hervorging. Doch er legt, weit wichtiger, Zeugnis davon ab, dass und wie Benediktiner in und aus Köln ihr Tun in die

vielfältigen Aktivitäten eines Ordens einbrachten, der, einer breiten Öffentlichkeit kaum mehr bewusst, in stiller Beharrlichkeit über Jahrhunderte das Gesicht unseres Kontinents mitprägte.

Frankfurt am Main Heribert Müller

*Peter Gemeinhardt: Die Heiligen.* Von den frühchristlichen Märtyrern bis zur Gegenwart, München: Beck 2010 (Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2498), 128 S., ISBN 978-3-40658-798-6

Der an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Göttingen als Kirchenhistoriker tätige Autor untergliedert seine Monographie in sieben Kapitel: Im Anschluss an eine vornehmlich der Begriffsklärung dienende „Einführung“ überschreibt er Kapitel 1 mit „Die Märtyrer“, geht dann in Kapitel 2 unter der Überschrift „Die Spätantike“ auf die Wandlungen „vom Blutzugnis zum Lebenszeugnis“ ein, bevor sich Kapitel 3 „Wandlungen eines Ideals“ auf die Heiligkeitsvorstellungen im Frühmittelalter bezieht. Kapitel 4 „Neue Heilige“ widmet sich heiligen Lebensbildern des Hochmittelalters (Bernhard von Clairvaux, Franziskus von Assisi und Elisabeth von Thüringen). Kapitel 5 steht unvermittelt unter der Überschrift „Das römisch-katholische Heiligsprechungsverfahren“. Kapitel 6 ist betitelt mit „Die protestantische Perspektive“, bevor Kapitel 7 mit „Heilige in unserer Zeit“ einen eher konfessionell vermittelnden Ton anschlägt.

Der vorzustellende diachrone Überblick mit seiner lückenhaften Chronologie lässt den Leser eher ratlos als inspiriert zurück: Grundlegend stellt sich die Frage, welcher Methodik G. in seinem Buch eigentlich folgen will. Vordergründig könnte man denken, eine religionswissenschaftliche Gesamtperspektive sei intendiert. Tatsächlich werden G.'s religionsgeschichtliche Erklärungen erstens immer wieder durch dogmengeschichtliche Perspektiven konterkariert: Heilige seien „Menschen, an denen Gottes Handeln erkennbar wird.“ (10) Gegen die gesamte profangeschichtliche Frühmittelalterforschung, allerdings in Übereinstimmung mit der theologischen Disziplin ‚Dogmengeschichte‘ spricht G. mit Blick auf das 5. bis 12. Jahrhundert noch immer von einer Zeit, die „weithin von Kontinuität geprägt war“ (57). Als Zweites schleichen sich in G.'s religionsgeschichtlich durchfärbte Darstellung immer wieder konfessionelle Engführungen ein, welche sich bemerkenswerterweise auch schon in seinen Passagen zum Jahrtausend vor der Reformation zeigen, während die Einschätzungen des

mittelalterlich-voraufgeklärten Religionslebens unscharf bleiben: Durch ihre „hybride Existenz (sic!) gelangten die [mittelalterlichen] Heiligen in gefährliche Nähe zu Christus.“ (42) – „Die Annahme des katholischen Christentums (sic!) durch Choldwig um 500 führte zunächst nur zu einer oberflächlichen Christianisierung der Bevölkerung.“ (51). Drittens bleiben die von G. verwandten religionsgeschichtlichen Termini oder Erklärungsmuster nicht selten ohne Erläuterung: „Der Heilige [Antonius] wird zum ‚Mann Gottes‘, weniger im Sinne des antiken Heros als des Propheten Elia.“ (31) Keiner der drei Schlüsseltermini wird erläutert, was bedeutsam ist, denn immerhin ging man davon aus, dass der ‚Mann Gottes‘ und der Prophet ihre (Wunder-)Kraft von Gott zugeteilt bekamen, wohingegen der antik-heidnische Heros als selbständig-wundertätig galt. Wiederum ohne Erklärung stellt G. für das 12. Jahrhundert eine „Ethisierung der göttlichen virtus“ fest (59). Ebenso rätselhaft bleibt, warum „der Abt von Cîteaux dem Leichnam [sic – gemeint ist der verstorbene Bernhard von Clairvaux] streng verbot, Wunder zu wirken.“ (59) Im Hintergrund steht die bei G. nicht ‚durchbuchstabierte‘ religiöse Grundüberzeugung vom Fortleben der irdisch Toten. Viertens übergeht G. wichtige religionsgeschichtliche Schlüsselinterpretationen gänzlich. So lässt er das für alle Reliquienverehrung grundlegende Verstehensmodell vom Grab als Haus unerwähnt. Auch die Erklärungskraft des religionsgeschichtlichen Grundgedankens ‚Sühne durch Blut‘ bleibt unausgeschöpft. Fünftens findet der für die christliche Geschichte der Heiligen grundlegende Konnex von Religions- und Liturgiegeschichte bei G. kaum Widerhall. Der für alle Heiligenverehrung konstitutive Grundsatz „Wie im Himmel, so auf Erden“, bleibt unbedacht. Zudem: Warum sollte ein im Hoch- bzw. Spätmittelalter „mystisch begabter Heiliger (...) die kultischen und liturgischen Bedürfnisse des Mittelalters verfehlen“, wie G. behauptet? Die Verehrung vieler mystisch begabter Nonnen spricht klar gegen diese These, wie man den einschlägigen Forschungen zur mittelalterlichen Mystik entnehmen kann. Ebenso unzutreffend ist der Satz: „In einer Kirche besaß normalerweise der Heilige das Patrozinium.“ (70) Stattdessen gilt es festzuhalten, dass der estrangige Patron einer Kirche auch über die Spätantike hinaus Christus blieb.

Auch in der inhaltlichen Durchführung zeigt sich der unausgegoren wirkende Gesamteindruck der Monographie von den Kapitelüberschriften bis hin zu den ausgewählten Inhalten: So hätte beispielsweise auf Kapitel 1 „Die Märtyrer“ nicht als Kapitel 2 „Die Spätantike“ folgen dürfen, sondern stattdessen „Die Asche-